

Augustine

in den Schuhen der anderen



Leseprobe

1

Sorgfältig beschriftete ich mit großen Buchstaben die rote Schuhschachtel, dann hob ich noch einmal vorsichtig den Deckel und betrachtete die Schuhe, die ich gerade vorher ausgezogen hatte. Schnell schloss ich die Schachtel wieder und lehnte mich im Sessel zurück. Ich spürte, wie mein Puls raste und versuchte langsam und tief zu atmen.

Draußen hörte ich die Turmuhr schlagen. Automatisch zählte ich mit. Eins, zwei, drei, vier Uhr. In einer halben Stunde würde es bereits hell werden.

Unruhig sah ich mich im Wohnzimmer um. Ich hatte das Bedürfnis etwas zu tun, doch vorher musste ich die Schuhe loswerden. Ich ging mit der Schachtel unter dem Arm ins Treppenhaus und sah mich verstohlen um.

Alles war ruhig, und ich eilte zum Lift, um mit ihm ins unterste Stockwerk zu fahren. Den Schlüssel für den Keller hielt ich krampfhaft fest. Ich hasste es, in der Nacht in den feuchten, spärlich beleuchteten Keller zu gehen, aber es blieb mir nichts anderes übrig.

Die Angst saß mir im Nacken, doch wusste ich nicht, ob vor den gruseligen Räumlichkeiten, oder vor mir selbst.

Flink schloss ich das Vorhängeschloss meines Kellerabteils auf und schlüpfte hinein. Gott sei Dank war hier ein ordentliches Licht, und ich ließ mich auf einen Hocker nieder, der in der Mitte des winzigen Raumes stand, und mir dabei half auch an die obersten Reihen der Regale zu kommen.

Ich sah mich um. Bis zur Decke war das Abteil mit Schuhschachteln gefüllt. Dazwischen standen die Verpackungen eines Mixers, meines Staubsaugers und ein paar kleinere Schachteln, die ich aufbewahrt hatte, weil ich dachte, dass man darin ein kleines Geschenk einpacken könnte.

Andererseits fiel mir bei deren Betrachtung ein, dass ich schon seit Jahren niemandem mehr ein Geschenk gemacht hatte.

Der Gedanke stimmte mich traurig und ich seufzte.

Doch die Angst, die ich unmittelbar vorher gespürt hatte, war einem ganz eigenartigen Gefühl der Zufriedenheit gewichen, als ich all die Schachteln betrachtete, die sorgfältig beschriftet in den Regalen geduldig auf ihre Bestimmung warteten.

Ich stand vom Hocker auf und strich sanft über eine Reihe im Regal, bis meine Finger bei einer Schachtel stoppten.

Wieder spürte ich, wie mein Puls in die Höhe schnellte. ‚Das war damals ziemlich heftig‘, ging es mir durch den Kopf. Ich bekam eine Gänsehaut. Hastig stellte ich die Schachtel mit den „neuen“ Schuhen, die ich noch immer unter dem Arm eingeklemmt hatte, in das Regal.

Schnell griff ich zu meinem Schlüsselbund, klickte das Schloss wieder ein und lief die Treppen hinauf.

Meine Herzfrequenz war viel zu hoch, als ich mich auf die Couch fallen ließ.

Irgendwie musste es aufhören!

Ich wollte nachdenken, doch einen Augenblick später war ich vor Erschöpfung eingeschlafen.

4

Mein Bett drehte sich, als ich den Kopf auf das Kissen legte. Warum um alles in der Welt hatte ich so viel getrunken? Es war schon wieder nach Mitternacht und am nächsten Tag brauchte ich einen klaren Kopf, denn mein Chef wollte mit mir die Bilanzen durchgehen.

Ich öffnete die Augen erneut, denn ich ertrug es nicht, dass wellen- und kreisförmige Bewegungen meinen Körper peinigten.

Wankend ging ich ins Badezimmer um mir das Gesicht mit eiskaltem Wasser zu waschen. Mein Blick fiel in den Spiegel und ich starrte mich an. Ich hatte keine Ahnung, wer dieser Mensch mir gegenüber war. Er kam mir fremd vor. Neugierig sahen wir uns an. Ich hielt dem Blick stand. Er war durchbohrend und skeptisch.

Ich traute diesem Spiegelbild nicht. Es versuchte mich zu täuschen. Schon als Kind hatte ich manchmal das Gefühl, dass das Gesicht im Spiegel nicht zu mir gehörte.

Eine Welle der Angst überkam mich und ich fühlte mich wie ein Tier im Käfig. Meine Kehle fühlte sich trocken an und eine unsichtbare Hand schien sie leicht zuzudrücken. Wieder trafen sich unsere Blicke und ich spürte, dass es wieder an der Zeit war.

Ich hatte die Stadt zu verlassen.

Neben meiner rechten Hand stand mein Lieblingsparfüm. Ohne es wirklich zu registrieren griff ich nach dem Fläschchen und schleuderte es gegen den Spiegel, der augenblicklich in Tausend Scherben zerbarst.

„Ich hasse dich, Augustine Schreiber!“, schrie ich und ließ mich zu Boden gleiten.

Dass ich an der rechten Hand blutete und über die Scherben hinaus ins Wohnzimmer rannte, bemerkte ich erst am nächsten Morgen, als ich mich im Bett aufsetzte.

Beim Anblick der Blutflecken erinnerte ich mich sofort wieder daran, dass ich in der Nacht den Impuls erhielt, mein Leben zum x-ten Mal zu verändern.

Doch noch nie war es mir so schwer gefallen wie jetzt. Meine Hände zitterten, als ich die Kaffeemaschine einschaltete.

Ich musste Zeit gewinnen.

6

Fünf Anrufe in Abwesenheit von Sabina zehrten an meinen Nerven und ich schaltete mein Handy ab. Es schien mir unmöglich, in meinem momentanen Gefühlszustand, mit ihr zu sprechen. Ich zog mir etwas Bequemes an und ging in den Keller.

Zuerst zählte ich die Schuhschachteln. Es waren dreiundachtzig.

Ich hatte fünf große Müllsäcke mitgebracht, um die Schuhe zu entsorgen. So begann immer meine Flucht in ein anderes Leben.

Etwas mühsam kletterte ich auf den Hocker, um an das oberste Regal zu kommen. Auf einer Schachtel las ich:

Rote Pumps, elegant, zerstörend

Auf einer anderen stand mit gleichmäßigen Buchstaben:

Braune Sandalen, salopp, freundlich gesinnt

Hellgrüne Schnürschuhe, bequem, euphorisch

Schwarze High Heels, schmerzend, boshaft

Ich griff nach dieser Schachtel, und zog sie etwas nach vor, wobei sie mir aus der Hand glitt und mit einem dumpfen Knall auf dem Boden aufschlug. Der Deckel war heruntergerutscht und ein schwarzer Schuh lag auf dem feuchtkalten Beton.

Erschrocken starrte ich ihn ein paar Sekunden an. Der schwarze Schuh war eine echte Schönheit und aus dem feinsten Leder gefertigt, das man sich

vorstellen konnte. Noch immer blieb ich auf dem Hocker stehen und wagte mich nicht hinunter. Ich wollte den Schuh auf keinen Fall berühren.

Der Deckel lag neben dem Schuh, und ich las immer wieder: boshaft, boshaft... .

Wie kleine Blitze schossen Momente der Erinnerung vor mein inneres Auge. Es erschienen Bilder, die ich längst vergessen glaubte. Wie um die Erinnerungen zu verscheuchen, schüttelte ich wütend den Kopf.

Ich sprang vom Hocker und stand vor dem Schuh. Ein tiefes Verlangen packte mich, und ich bückte mich, um den Schuh zu berühren. Doch eine andere Kraft nahm von mir Besitz und wollte mich daran hindern. Ich schlug die Hände vors Gesicht und begann zu weinen.

Minuten später saß ich wieder in der Wohnung und hatte mich allmählich beruhigt.

8

Sabina knallte meine Bürotür zu. Ich hörte ihre Absätze hart auf dem Parkettboden auftreten, was mich bei jedem „Klack-Klack“ zusammensucken ließ. Ich verstand ihre Wut und ich wusste es zu schätzen, dass sie sich Sorgen um mich machte, wo sie doch instinktiv spürte, dass ich mich von ihr abwandte. Ich musste versuchen, den Schaden, den ich mit meiner Flucht aus ihrem Leben anrichten würde, in Grenzen zu halten.

Wie verdammt schlecht würde ich sie behandeln müssen, damit sie froh wäre, wenn ich aus ihrem Leben verschwinden würde, fragte ich mich.

Es tat weh. Ich wollte meine beste Freundin weder verletzen, noch verlieren. Ich musste einfach Zeit gewinnen.

„Frau Schreiber, haben Sie über mein Angebot nachgedacht?“, säuselte mein Chef, indem er den Kopf bei meiner Tür hereinsteckte und mich durch seine dicke, unmoderne Brille ansah. Er lächelte.

Ich schüttelte langsam den Kopf, denn ich musste mich zuerst wieder fassen, dachte ich doch, Sabina wäre zurückgekommen, um mit mir zu reden.

„Bitte geben Sie mir noch ein paar Tage Bedenkzeit. Ich war so überrascht über Ihr Angebot, dass ich mich erst an den Gedanken gewöhnen muss“, sagte ich etwas zaghaft, räusperte mich und schluckte den „Frosch“ hinunter, der mir in der Kehle saß. Eigentlich störte mich mein Chef beim Weinen, denn ich war gerade im Begriff mich in Selbstmitleid zu suhlen und meinen Tränen freien Lauf zu lassen.

„Solange Sie wollen. Ich werde auf Sie warten“, flötete er, als wäre er mein Bräutigam und wartete hoheitsvoll auf das „Ja-Wort“ seiner Braut.

Unwillkürlich musste ich lächeln, denn ich fand ihn rührend, meinen – ach, so väterlichen – Chef.

Irgendwie fühlte ich mich meiner Tränen beraubt, denn weinen konnte ich jetzt vergessen. Er hatte mich auf völlig andere Gedanken gebracht.

Ich schweifte ab in die Vergangenheit. Mein Gehirn versuchte Bruchstücke der Erinnerung an meinen Vater zu rekonstruieren, die sich aber nicht fassen ließen und mir nach schemenhaften Darstellungen wieder entglitten.

Er war nie da, er trank und spielte und erst als ich erwachsen war, verstand ich, dass er überfordert war mit seinem Leben und einer Tochter, die bis zum zehnten Lebensjahr kein Wort sprach.

Meine Mutter hatte ich nicht kennen gelernt – angeblich bei der Geburt verstorben. Ich zweifelte jahrelang an dieser Botschaft an ein kleines Mädchen, dass sich nichts sehnlicher wünschte, als eine Familie.

Die Jahre nach dem Tod meines Vaters sind mir nur ganz verschwommen in Erinnerung. Man gab gut acht auf mich, man erzog mich gut, man lehrte mich zu arbeiten. Man war froh, als ich mein Leben selbst in die Hand nahm und auszog.

**

Es war ein Samstag, drückend schwül.

Die Sonne brannte auf den Gehsteig, und ich sputete mich, in den Hinterhof „meines“ Lokals zu kommen, damit ich der sengenden Hitze endlich entfliehen konnte. Hier war es sehr kühl, denn der kleine, enge Hof ließ die Sonne nur am Vormittag kurz hinein scheinen, den restlichen Tag lag er im Schatten. Die alten Steinmauern waren vom letzten Regen noch feucht und gaben eine herrliche Kühle ab.

Ich nahm an einem der vier winzigen Tische Platz und beachtete die anderen Gäste nicht. Meistens nahm ich ein Buch mit, denn ich las lieber, vergrub mich in meinen Phantasien, als mich mit meiner Umgebung auseinander zu setzen. Ich unterhielt mich nicht gerne mit anderen Menschen, denn ich war schüchtern und desinteressiert. Ich blieb lieber alleine.

An jenem heißen Sommertag las ich also in meinem Buch, aber ich spürte, dass ich vom Nebentisch aus beobachtet wurde. Ich konnte mich kaum mehr auf das Buch konzentrieren, so intensiv und unangenehm spürte ich die

Blicke auf mir. Um jeden Preis wollte ich vermeiden hinüber zu blicken, doch ich wurde immer unruhiger.

Als der Kellner mir das Essen auf den Tisch stellte und mir sein leidenschaftsloses „Mahlzeit“ dazu servierte, riskierte ich einen Blick und sah in die lebhaften Augen einer alten Frau.

Ich warf ihr einen wütenden Blick zu, ehe ich zu essen begann.

„Lassen Sie es sich gut schmecken!“, sagte sie freundlich und ich begriff erst gar nicht, dass sie wirklich mich meinte.

Ich murmelte ein unfreundliches „Danke!“ und vergrub meinen Blick in dem unappetitlich aussehenden Linsensbrei, der dampfend heiß einen sehr harmonischen Geruch verbreitete.

Ich überlegte mir kurz, wie ein so ekelhaft aussehendes Gericht so gut schmecken konnte. ‚Ein schizophrener Essen also‘ – schmunzelte ich über meinen eigenen Witz.

Als der Kellner wieder kam und meinen mit Akkuratessse ausgeputzten Teller mit sich nahm, richtete die alte Frau das Wort abermals an mich.

„Wie heißen Sie denn, junge Frau?“, fragte sie mich und rückte mit dem Stuhl ein wenig näher.

Ich fühlte mich nicht wohl in meiner Haut. Keiner sprach mich normalerweise aus heiterem Himmel an, so etwas war ich nicht gewohnt.

Einen kurzen Augenblick überlegte ich, ob ich ihr einfach einen Phantasienamen entgegenschleudern und mich demonstrativ in mein Buch vertiefen sollte, damit sie kapierte, dass es zwecklos war, mit mir eine Unterhaltung anzufangen.

Aber dann siegte doch die Neugierde, denn ich fand es ungewöhnlich, dass ich das Interesse von jemand auf mich zog.

„Augustine“, sagte ich kurz und streckte ihr die Hand entgegen. Ich hatte keine Ahnung, wieso sich meine Hand selbständig machte, und warum mein Gesicht lächelte.

„Das habe ich mir gedacht“, sie nickte freundlich und nahm meine Hand.

Sie war nicht feucht, wie ich es bei diesem Wetter erwartet hatte.

Ihre kühle Hand ließ die meine nicht los, sondern hielt sie lange fest. Überraschenderweise war es mir nicht unangenehm. In den Augen dieser alten Frau lag etwas, das mich beruhigte. Ich konnte den Blick nicht von ihr wenden. Was hatte sie gesagt? Ich war verwirrt.

„Darf ich mich zu Ihnen setzen?“, fragte sie dann, und rückte – ohne auf meine Antwort zu warten – mit dem Stuhl ein paar Dezimeter zu meinem Tischchen herüber.

„Kennen Sie mich denn?“, fragte ich sie, jetzt wirklich neugierig geworden.

„Nicht direkt“, sagte sie und schmunzelte geheimnisvoll.

Ich fand, dass das eine seltsame Antwort war. Entweder man kannte jemanden, oder er war einem fremd, aber indirekt jemand zu kennen schien mir mehr als merkwürdig.

„Darf ich „Du“ sagen, mein Kind?“ Ihre warmherzige Stimme wirkte fast hypnotisierend auf mich.

Ich nickte automatisch.

„Mein Name ist Amalia, und ich habe lange auf dich gewartet“, sagte sie geheimnisvoll.

Ich schluckte. Kein Mensch hatte bisher auf mich gewartet. Meine unsichtbare Anwesenheit auf dieser Erde war Ausdruck meiner nicht vorhandenen Persönlichkeit.

Ich war für andere nichts weiter als ein Individuum, das ausgebildet werden musste, um sich selbst erhalten zu können. Aus dem Nest geworfen, war ich für alle für immer vergessen. So empfand ich es jedenfalls, auch wenn mein Herz sich danach sehnte, Spuren hinterlassen zu haben, bei jenen, die mich jahrelang betreuten. Doch die Anrufe der Betreuer wurden immer seltener, bis das Telefon für immer verstummte.

„Ich weiß, dass du es nicht leicht hattest“, riss sie mich aus meinen Gedanken, „aber dein Leben fängt gerade erst an, und du wirst sehen, es wird phantastisch werden!“

„Was redet sie da“, fragte ich mich und fühlte mich plötzlich sehr unwohl.

Die Demenz dieser Frau war wohl schon etwas fortgeschritten, dachte ich, denn wie sollte sie mich kennen, wo ich doch erst seit ein paar Wochen in dieser Stadt wohnte.

Krampfhaft suchte ich nach einer Möglichkeit, sie wieder los zu werden.

„Ich wohne noch nicht lange hier“, sagte ich und fing an, mit dem Salzstreuer zu spielen.

„Ich weiß“, sagte sie und rief nach dem Kellner.

„Magst du Kaffee, Augustine?“, fragte sie mich und bestellte gleich zwei große Braune, ohne meine Antwort abzuwarten.

„Verwirrung stiften ist normal nicht meine Art“, sagte sie und legte ihre kühle Hand auf meinen Unterarm.

Sofort spürte ich wie sich mein Herzschlag beruhigte, und ich sah sie fragend an, harrend der Dinge, die da noch kommen mochten.

Sie beugte sich wie eine Verschwörerin zu mir und flüsterte, sich vorher umsehend: „Du bist etwas Besonderes, mein Kind. Du hast eine große Chance verdient, da dich das Leben bisher nicht auf Rosen gebettet hat.“

Ich verstand überhaupt nichts. Ich war nichts Besonderes. Ich war das Einfachste und Unscheinbarste, was die Welt bisher gesehen hatte. Möglichst nicht auffallen, war meine Devise. Damit kam ich bis jetzt sehr gut klar.

Konflikte ging ich mit bravouröser Sicherheit aus dem Weg, wohl wissend dass ich stets den Kürzeren ziehen würde, war doch meine Rhetorik von Kindheit an verstümmelt worden. Körperlich war ich nie missbraucht worden, aber meine Seele wurde zerstückelt, durch den Fleischwolf gedreht und anschließend gebraten. Wer sie gegessen hat, kann ich nicht mit genauer Sicherheit sagen, es war wohl ein Gelage, das sich über Jahre hinzog. Und jetzt waren nur noch ein paar Krümelchen übrig, denen keiner mehr Beachtung schenkte.

Vermutlich landeten sie im Biomüll.

„Ich bin nichts Besonderes und werde auch nie etwas Besonderes sein“, sagte ich trotzig und entzog ihr meinen Arm.

„Ich kenne dich besser, als du glaubst“, sagte sie sanft.

„Und woher sollten Sie mich kennen? Ich lebe erst seit Kurzem hier“, wiederholte ich, fast ein wenig zu grob.

Durch meine schroffe Art ließ sie sich aber nicht beirren und redete mit ruhiger Stimme weiter.

„Du hast deine Mutter viel zu bald verloren, und dein Vater war ein armer, getriebener Mann. Er meinte es gut mit dir, konnte dir aber keine Liebe geben, da er selbst eine gebrochene Seele war. Ich hoffe, du kannst ihnen eines Tages verzeihen.“

„Wieso wissen Sie von meinen Eltern?“, meine Neugierde flammte erneut auf und nährte meine Hoffnung, doch etwas von ihnen zu erfahren.

„Ich weiß es einfach“, lächelte sie geheimnisvoll.

„Kannten Sie sie?“, fragte ich hoffnungsvoll.

Wie sehr wünschte ich, etwas von meiner Mutter zu wissen!

„Viele Leute haben dich verletzt, und einige haben nicht immer die Wahrheit gesagt, was dich daran zweifeln ließ, dass deine Mutter nicht mehr lebt. Ich bin überzeugt davon, dass sie dir eine gute Mutter gewesen wäre, wenn sie nicht so bald von dieser Erde gegangen wäre. Es stimmt: deine Mutter ist bei deiner Geburt gestorben“, tröstend legte sie ihre Hand auf meine Schulter.

Alte Gefühle kamen in mir hoch und schnürten meine Kehle zu. Ich musste unaufhörlich schlucken, aber der Kloß in meinem Hals brannte immer mehr, bis ich endlich resignierte und meinen Tränen freien Lauf ließ.

Heiße Tränen, die jahrelang unter meinen Augenlidern brannten, die ich chronisch unterdrückte, bahnten sich nunmehr ihren Weg die Wangen hinab zu meinen Mundwinkeln.

Mittlerweile hatten die anderen Mittagsgäste den Hof verlassen, was mir dabei half, meine Tränen hemmungslos laufen zu lassen. Ich sah alles nur mehr verschwommen, meine Nase lief und mein Körper wurde von einem unendlich befreienden Schluchzen geschüttelt.

Die Welt um mich versank in einem weißen Schleier, meine Gedanken waren einem Schmerz gewichen, der mit aller Gewalt aus mir heraus wollte. Ich spürte meinen Körper, wie er mit den Gefühlen einen Kampf austrug, den nur ich gewinnen konnte.

Nach einer schier endlosen Zeit griff ich nach dem Taschentuch, das mir gereicht wurde und putzte mir die Nase. Ein seltsames Gefühl des Friedens hatte sich in mir und um mich herum ausgebreitet.

Die alte Frau sah mich zufrieden an.

Während ich die letzten Tränen trocknete, musste ich plötzlich, der grotesken Situation wegen, lachen.

„Es tut mir so leid“, sagte ich, noch immer lachend, „ich kenne Sie ja gar nicht, und sie müssen sich meine Gefühlsausbrüche anhören. Ich komme mir so blöd vor.“

Eigentlich kam ich mir gar nicht blöd vor, aber ich hatte das Bedürfnis, mich zu entschuldigen, wobei sich das Verlangen in den Vordergrund drängte, mich zu bedanken.

„Tränen können sehr befreiend sein, Augustine. Kein Mensch sollte sich dafür rechtfertigen müssen. Umsonst hat uns der liebe Gott diese seltsame Funktion nicht geschenkt“, sie lächelte.

Ich sah ihr forschend in die liebevollen Augen, die von unzähligen kleinen Fältchen umgeben waren. Sie hatte ein rundes Gesicht und auch um den Mund zahlreiche Falten, die ihrem Aussehen einen Zauber verliehen, dem ich mich nicht entziehen konnte.

Bei Amalias Betrachtung hatte ich keine Angst mehr, einmal alt auszusehen. Ja, genauso wollte ich werden.

„Wie alt sind Sie eigentlich, Amalia?“, entfuhr es mir plötzlich, und ich wollte mich gleich dafür ohrfeigen, dass mir so eine blöde Frage herausgerutscht war.

„Sehr alt!“, sagte sie nur und trank bei ihrem Kaffee, der in der Zwischenzeit kalt geworden war.

Auch ich nippte an meiner Tasse und war froh, dass das Thema Alter damit erledigt war.

„Haben Sie meine Mutter wirklich gekannt?“, fragte ich etwas zaghaft und wusste nicht, ob ich wollte, dass sie die Frage mit Ja oder Nein beantwortete.

Amalia nickte bedächtig mit dem Kopf.

„Deine Mutter wollte, dass ich dir ein Geheimnis verrate, deshalb bin ich hier“, sie beugte sich etwas vor und flüsterte beinahe.

„Sie hatte eine Gabe“, sie räusperte sich ein wenig und sah sich um, obwohl keiner mehr im Hof war, „und deine Mutter hat sie an dich weiter gegeben.“

Mein Herz begann wie wild zu schlagen. Was für eine Gabe denn? Was sollte das eigentlich? Ich glaubte nicht an Märchen!

Mein Blick musste eine Mischung aus Erstaunen, Skepsis und Lächerlichkeit widerspiegeln haben, denn die alte Frau sah mich an und begann herzlich zu lachen.

„Genauso hat mich deine Mutter damals auch angesehen. Du siehst ihr sehr ähnlich, weißt du“, sagte sie und tätschelte beruhigend meine Hand.

Krampfhaft durchstöberte ich mein Gehirn, eine Ausrede zu finden, um hier augenblicklich vor dieser Wahnsinnigen zu verschwinden.

Aber eine unbekannte Kraft hielt mich auf dem Sessel. Ich war noch immer unfähig irgendetwas zu sagen. Tausend Fragen formierten sich in meinem Kopf, doch war es mir unmöglich nur eine zu stellen. Wer war diese alte Frau?

Warum war sie hier? Doch nicht wirklich wegen einer unscheinbaren Person wie mir?

„Du musst wissen: diese Gabe kann einen Fluch oder einen Segen bedeuten. Du musst alleine herausfinden, welche Möglichkeiten dir offen stehen und wie du sie einsetzt. Doch hüte dich vor ihrer Macht!“, sagte sie gedämpft und lehnte sich wieder in ihrem Sessel zurück.

Ich starrte sie an.

Sie war eindeutig nicht recht bei Sinnen.

Man hatte mich immer vor Irren gewarnt: ‚Sprich nicht mit Fremden!‘, ‚Die Leute lügen!‘, ‚Lass dich nicht ausnützen!‘ Wie um alles in der Welt sollte ich zu meiner Umwelt je Vertrauen aufbauen, wenn man mir von Kindheit an gelehrt hatte, vor meinen Mitmenschen auf der Hut zu sein.

Es gab nicht viele Menschen, die es gut mit mir meinten. Ich war ein Job wie jeder andere. Man passte auf mich auf und erzog mich adäquat, oder auch nicht. Wenigstens war ich selbständig und konnte mich alleine durchs Leben bringen. Also: Aufgabe erfüllt! Augustine liegt uns nicht länger auf der Tasche!

Wütend starrte ich Amalia an, unfähig nur ein Wort zu sagen.

„Ich weiß, mein Kind, dass du mich für verrückt hältst, aber ich bin dir nicht böse“, wieder lächelte sie mich freundlich an.

Schön langsam ging sie mir auf die Nerven, mit ihrem ewigen Lächeln.

Ich war wütend, konnte aber nicht genau sagen auf wen oder was. Ich hatte keine Ahnung, von was diese alte Frau sprach, und was ich damit zu tun hatte. Kannte sie wirklich meine Mutter? Dann sollte sie gefälligst von ihr erzählen.

„Bitte..., meine Mutter..., wie war sie?“, brachte ich zögernd hervor.

Amalia ließ sich gemütlich in den Sessel zurück und dachte kurz nach.

„Sie war eine liebenswürdige junge Frau. Dein Vater hat sie geliebt, sehr sogar. Ihren Tod hat er nicht verkraftet, deshalb war dein Vater so, wie du dich an ihn erinnern kannst. Er zerbrach daran, dass er sie verloren hatte. Die Liebe zu dir konnte er deshalb nicht aufbringen, weil sie bei deiner Geburt gestorben ist. Er begann zu trinken, um zu vergessen. Den Rest kennst du ja“, sie machte eine kurze Pause und seufzte.

„Deine Mutter dagegen liebte das heranwachsende Kind in ihrem Bauch mehr als ihr eigenes Leben, das kannst du mir glauben.“

Wieder stiegen Tränen in mir hoch, aber ich schluckte sie tapfer hinunter. Ich sah meinen Vater vor mir, betrunken, mit gequältem Gesichtsausdruck. Intuitiv hatte ich immer gewusst, dass es nicht an mir lag, dass er trank.

Aber meine Sehnsucht nach seiner Liebe, nach Anerkennung und Trost waren so groß, dass ich mich auch heute noch oft in den Schlaf weinte. Ich hatte niemanden. Der Schmerz in meiner Brust war so drückend, dass ich es fast nicht ertrug.

„Du wirst deinen Weg gehen, mein Kind. Du hast noch dein ganzes Leben vor dir! Das Glück ist in dir, du brauchst es nur zu finden“, ihre Stimme klang zuckersüß, was mir aber auch kein Trost war.

Ich schnaubte verächtlich.

„Wann habe ich schon Glück!“, stieß ich wütend hervor.

„Du kannst in den Schuhen der anderen gehen“, sagte sie geheimnisvoll und legte einen Finger auf die Lippen, um zu demonstrieren, dass es nur für meine Ohren bestimmt war.

Der Kellner kam mit der Rechnung und verhinderte meine brennenden Fragen. Plötzlich überkam mich eine starke Müdigkeit und ich war wohl ein paar Minuten eingenickt.

Als ich erwachte saß ich alleine in dem schäbigen Hof.

17

Bei meinem Abenteuer mit Melanies Körper hatte ich mir so einiges nicht vorher überlegt. Aber ich merkte, dass es vieles zu lernen gab. Zum Beispiel wusste ich jetzt, dass ich ein paar Stunden aus den Schuhen schlüpfen konnte, ohne mich zurück zu verwandeln.

Andererseits merkte ich, dass, wenn ich die Verwandlung wünschte, ich sofort transcorporieren konnte, sobald ich die Schuhe an- oder auszog. Das gab mir einen sicheren Spielraum, auf den ich mich verlassen konnte.

Den Körper eines anderen Menschen zu besitzen, war allerdings nicht das Gleiche, wie in das Leben des anderen zu schlüpfen. Es war wirklich nur der Körper, der anders war. Mein ICH war immer dasselbe. Und ich war ahnungslos über die Person, in die ich eintrat. Ihre Lebensweise, ihre Denkart, ihre Vorlieben und ihre Freunde waren für mich ein Buch, in dem ich nichts lesen konnte.

Das machte die Sache mit Dominik nicht leichter. Wie lange würde es dauern, dass er merkte, dass irgendetwas mit dieser Melanie nicht stimmte?

Ich, Augustine in Augustines Körper, nahm aus einer großen Tasse einen Schluck heißer Schokolade. Mein Blick fiel auf die Fensterscheibe, in der sich mein Gesicht vage spiegelte. Ich konnte nur meine Umrisse sehen, keine Augen, keine Nase, keinen Mund. Aber das war Augustine, die mich von der gegenüberliegenden Glasscheibe mit leerem Gesicht anblickte.

Ich stellte die Tasse zurück auf den Tisch und blickte mich in dem kleinen Café um. Manche Leute unterhielten sich lachend, einige lasen Zeitung, andere wiederum telefonierten oder beschäftigten sich mit ihren Smartphones. Es war viel los an diesem Sonntagnachmittag.

„Melanie“ und Dominik hatten sich zu Mittag wieder getrennt, da Dominik seiner Mutter versprochen hatte, zum gemeinsamen Sonntagsmittagessen zu erscheinen. Hätte er vorher gewusst, welch aufregendes Wochenende er erleben würde, wäre er hungrig bis zum Montagmorgen geblieben.

Wir hatten uns küssend, streichelnd, seufzend voneinander getrennt. Immer wieder zog er mich zu sich heran, ließ mich wieder los, sagte: „Na dann...“, nahm mich noch einmal in den Arm, dann wieder und wieder.

Die Trennung fiel uns unendlich schwer.

Er ging dann doch, ließ mich los und sagte:

„Ich ruf dich an, Baby!“

Coolness stand ihm aber nicht und er hauchte noch ein:

„Ich vermisse dich jetzt schon!“

Ich saß nun im Café und war hin- und hergerissen von meiner Liebe zu diesem Mann, meinem schlechten Gewissen gegenüber Melanie und meinem Triumph über diese Gabe, der ich einen wunderschönen Tag zu verdanken hatte.

Noch nie in meinem Leben hatte ich so viel Sex mit einem Mann. Gut, in verschiedenen Körpern hatte ich guten, normalen Durchschnittssex, bis hin zu genialen One-night-Stands. Manchmal war es aber auch vorgekommen, dass ich von Abscheu geplagt aus einem meiner gestohlenen Körper schlüpfte.

Gewöhnlich ertränkte ich solche Abenteuer in viel Alkohol und redete mir ein, dass es belanglos sei, weil ich ja meinen eigenen Körper nicht beschmutzt hätte.

Die Schuhe landeten in einem beschrifteten Karton im Keller.

Nach ein paar Tagen waren solche Ereignisse erfolgreich aus meinen Gedanken verbannt.

Schmerzhaft wurde mir bewusst, dass mein eigener Körper noch nie einen Mann in sich aufgenommen hatte.

Augustine war noch Jungfrau!

Bei diesem Gedanken schüttelte ich mich, und dabei stieß ich versehentlich die Tasse heißer Schokolade, die vor mir stand, um.

Die braune Flüssigkeit kam unaufhörlich und in einer Geschwindigkeit, die ich unterschätzt hatte, auf mich zu. Zu spät sprang ich vom Stuhl auf, und der Kakao ergoss sich auf meine weiße Leinenhose.

Ich fluchte und der Kellner, der das Unglück aus der Ferne beobachtet hatte, kam mit einem Tuch auf mich zugeeilt.

Unglücklich sah ich an mir hinunter. Die Hose sah fürchterlich aus. Der Kellner war sehr bemüht, wischte sofort den Tisch ab und sah etwas hilflos an mir herab.

„Das tut mir leid, wegen Ihrer Hose“, sagte er entschuldigend.

Etwas gereizt antwortete ich:

„Sie können ja nichts dafür. Ich bin einfach zu blöd zum Kakaotrinken!“

Eine Weile sahen wir uns an. Er war etwa Anfang vierzig, hatte ganz kurzes, dunkles Haar und lustige Augen. Ich war schon einige Male hier gewesen, er war mir aber nie aufgefallen.

„Kann ich noch etwas für Sie tun? Oder möchten Sie etwa noch einen Kakao?“, fragte er in scherzendem Ton und ich merkte, dass er mich damit einfach nur aufheitern wollte.

„Nein danke“, sagte ich höflich, „ich glaube es ist besser, ich bezahle jetzt.“

Er nickte und eilte mit dem schmutzigen Lappen davon, um ein paar Minuten später mit der Rechnung wieder zu erscheinen.

„Die Torte dürfen Sie bezahlen, der Kakao geht auf mich“, sagte er und wollte nur zwei Euro achtzig von mir.

Es war mir peinlich, aber er bestand darauf.

„Dafür dürfen Sie uns gerne wieder einmal beehren“, flirtete er ungeniert mit mir, beugte sich dann etwas herab und sagte in verschwörerischem Ton:

„Die neue Herbstfarbe wird heuer Kakaobraun. Vielleicht wäre ein Hose in dieser Farbe für einen Besuch bei uns angebracht!“ Er zwinkerte.

Eigentlich fand ich ihn frech, aber ich musste dann trotzdem lachen, da er offensichtlich sehr bemüht war, mich aufzuheitern.

Aber eigentlich hatte ich keine Aufmunterung nötig, ich schwebte ja ohnehin auf Wolke sieben, zumindest wenn ich die Gedanken ausklammerte, dass ich nicht die Person war, die ich zu sein mir im Augenblick wünschte.

Ich verließ also das Café und stand mit der auffällig beschmutzten Hose auf dem Gehsteig in der gleißenden Sonne. Dominik war bestimmt gerade beim Kaffeetrinken nach einem reichlichen Sonntagsschmaus mit Sabina und seinen Eltern.

Ein kurzer Anflug von schlechtem Gewissen meiner Freundin gegenüber zerstörte für ein paar Sekunden meine Hochstimmung. Bei dem Gedanken an Dominik bekam ich sofort wieder Schmetterlinge im Bauch.

Zu mir nach Hause war es genauso weit wie zu Melanies Wohnung, und so überkam mich der Wunsch, einmal nach meinem „Leihkörper“ zu sehen. Der Gedanke, dass ich sie so nannte, erschreckte mich, und ich flüsterte eine imaginäre Entschuldigung.

Auf dem Weg zu ihrer Wohnung wurde ich immer nervöser. Ich kannte sie ja kaum, und was sollte ich sagen, wenn ich sie sah? Es würde mir schon etwas einfallen, sagte ich mir, als ich wieder vor der großen, knarrenden Eingangstür stand und läutete.

„Augustine -- In den Schuhen der anderen“ ist die irrealer Geschichte einer Frau, die mit Hilfe einer besonderen „Gabe“ in die Körper anderer Frauen schlüpft (transcorpориert), um leidenschaftlichen Sex zu haben und sich wenigstens für kurze Zeit der Illusion hinzugeben, geliebt zu werden.

Als sie sich in Dominik verliebt, zwingt sie die Angst, nicht attraktiv genug zu sein, in den Körper der bezaubernden Melanie zu schlüpfen, deren „Liebe“ Dominik schließlich erwidert. Doch Melanies Körper steht nicht immer zur Verfügung, was Augustine immer kälter und rücksichtsloser werden lässt...

Es ist die Geschichte einer Frau, die ihren persönlichen Wert emotional nicht erfassen kann. Das Gefühl, sich nur in fremden Körpern als vollkommen zu sehen, lässt Augustine immer tiefer in ihre verworrene Gefühlswelt sinken.